

Kelly Siskind

STEALING

YOUR

PIPER

HEART

Roman

Kelly Siskind

STEALING

YOUR

PIPER

HEART

Roman



Mehr über unsere Autoren und Bücher:

www.piper.de

Wenn Ihnen dieser Roman gefallen hat, schreiben Sie uns unter Nennung des Titels »Stealing Your Heart« an

empfehlungen@piper.de , und wir empfehlen Ihnen gerne vergleichbare Bücher.

Aus dem kanadischen Englisch von Anita Nirschl

© Kelly Siskind 2020

Titel der englischen Originalausgabe:

»Don't Go Stealing My Heart«, CD Books 2020

© der deutschsprachigen Ausgabe:

Piper Verlag GmbH, München 2021

Redaktion: Martina

Covergestaltung: zero-media.net, München

Covermotiv: FinePic®, München

Sämtliche Inhalte dieses E-Books sind urheberrechtlich geschützt. Der Käufer erwirbt lediglich eine Lizenz für den persönlichen Gebrauch auf eigenen Endgeräten.

Urheberrechtsverstöße schaden den Autoren und ihren Werken. Die Weiterverbreitung, Vervielfältigung oder öffentliche Wiedergabe ist ausdrücklich untersagt und kann zivil- und/oder strafrechtliche Folgen haben.

In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Wir weisen darauf hin, dass sich der Piper Verlag nicht die Inhalte Dritter zu eigen macht und dafür keine Haftung übernimmt.

Inhalt

Cover & Impressum

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

Kapitel 15

Kapitel 16

Kapitel 17

Kapitel 18

Kapitel 19

Kapitel 20

Kapitel 21

Kapitel 22

Kapitel 23

Kapitel 24

Kapitel 25

Kapitel 26

Kapitel 27

Kapitel 28

Kapitel 29

Epilog

Dank

Kapitel 1

Der Unterschied zwischen einem perfekt ausgeführten Raubzug und geschnappt zu werden liegt in der Planung.

Clementine schloss die Augen und wiederholte stumm ihr Mantra. Luciens Mantra, um genau zu sein. Normalerweise beruhigten die Worte ihres Mentors ihren rasenden Puls, außerdem hatten sie jedes Detail dieses Jobs von vorne bis hinten durchgespielt. Es würde keine Patzer geben. Trotzdem fühlte sich ihre Brust an wie der Vesuv kurz vor einem Ausbruch. Sie zählte ihre Atemzüge, bis ihr Herzschlag wieder von Ferrari auf Nuckelpinne heruntergeschaltet hatte.

In Ned Comptons Stadthaus war alles ruhig. Er war wie erwartet zu seiner Villa in Italien aufgebrochen. Die Nachbarn schlummerten friedlich. Clementine hatte die Alarmanlage außer Gefecht gesetzt. Kinderspiel.

Augen auf. Konzentriert bleiben. Die Sache durchziehen.

Sie schaltete ihre Kopflampe ein und schlich den Flur entlang, die Treppe hoch ins obere Stockwerk und lautlos wie ein Gespenst in Neds Arbeitszimmer. Das Gemälde von Brendan Monroe über der Wandvertäfelung war bemerkenswert, sogar in diesem trüben Licht. Allerdings war es nicht dieses erlesene

Kunstwerk, worauf sie es abgesehen hatte. Sie würde den Diamantring mit dem 8,47-Karäter dahinter stehlen.

Luciens Informationen zufolge hatte Ned das außergewöhnliche Schmuckstück auf einer Auktion erstanden – der Verlobungsring einer saudi-arabischen Prinzessin, wahrscheinlich für seine italienische Freundin, die er ständig betrog, oder für eine seiner Geliebten. Neds Internetaktivitäten deuteten darauf hin, dass er einen neuen Safe bestellt hatte. Etwas schwerer zu Knackendes für seine kostbare Errungenschaft. Er sollte nächste Woche geliefert werden.

Clementine hob das Gemälde an und war erleichtert, dahinter den alten Safe vorzufinden, den sie erwartet hatte. Während sie das Bild an den Mahagonischreibtisch lehnte, glitt ihr Blick über ein paar der gerahmten Fotos darauf: Ned beim Angeln mit einer Gruppe Männer, Ned mit seiner Freundin (die einen beschissenen Männergeschmack hatte), Ned in einem Landhaus, umringt von lächelnden Menschen, wahrscheinlich Familie. Clementines Herzschlag wechselte die Taktik und wurde zu einem schwerfälligen Pochen. Das einzige Foto in ihrer Wohnung war von der kleinen Nisha, und Clementine hatte das Mädchen nur ein einziges Mal getroffen.

Aber Nisha und Waisenkinder wie sie waren der Grund, warum Clementine schwarze Kleidung, Handschuhe an den Händen und das Haar in einem straffen Knoten trug und drauf und dran war, Ned Compton zu bestehlen.

Zügig streifte sie ihren kleinen Rucksack ab und nahm ihr Stethoskop heraus. Diesen Teil des Jobs genoss sie jedes Mal, die simple Mechanik von Maschinen. Schwarz und Weiß. Richtig oder falsch. Mit dem Stethoskop über dem Schloss lauschte sie auf das schwache Klicken, wenn die Kerbe der Mitnehmerscheibe unter den Einfallhebel glitt. Langsam drehte sie den Zahlenknopf und hielt den Atem an. *Da ... genau da.* Zwei deutlich hörbare Klicks.

Ein knurrendes Bellen riss sie aus ihrer Konzentration, und ihr Blick flog zum Fenster des Arbeitszimmers. Lucien hatte keinen Nachbarshund erwähnt, was bedeutete, dass sie ihre Betäubungspfeile nicht dabei hatte. Was sie jedoch dabei hatte, waren ihre Hundeleckerlis. Das Geräusch war aus Richtung ihres geplanten Fluchtwegs, der Hintertür des Hauses, gekommen. Ihre einzige andere Möglichkeit war die Vordertür, eine schlechte Wahl in dieser bewohnten Gegend, selbst zu dieser späten Stunde. Der Köter war hoffentlich nur kurz draußen, um sein Bein zu heben.

Die Aufmerksamkeit wieder auf ihre Aufgabe richtend, merkte sie sich den Kontaktpunkt, den sie durch die beiden Klicks herausgefunden hatte, parkte die Scheiben mit einer Drehung des Zahlenknopfs um hundertachtzig Grad in der Ausgangsstellung und begann dann den Knopf methodisch zu drehen und angestrengt horchend jedes verräterische Klicken zu zählen, mit dem eine Scheibe nach der anderen

aufgenommen wurde. Drei Scheiben insgesamt. Alles, was sie jetzt noch brauchte, waren die dazugehörigen drei Zahlen.

Sie holte Block und Stift heraus und nahm dann ihre Position wieder ein, lauschend, drehend: *Klick ... klick*. Die herausgefundenen Zahlen trug sie in ein Kurvendiagramm ein.

Die meisten Kinder lernten die Grundregeln der Mathematik, um Aufgaben in Schulbüchern zu lösen. Luciens Privatunterricht hatte einen praktischeren Nutzen gehabt.

»Wenn du die falschen x- oder y-Werte hast«, hatte er gesagt, »dann bekommst du die falschen Zahlen, brauchst länger und könntest im Knast landen.«

Damals wäre sie lieber in den Knast gegangen, als wieder in die Hölle einer Pflegefamilie zurückzukehren.

Ein weiteres Knurren erklang. Clementine legte einen Zahn zu.

Zügig stellte sie die Diagramme fertig, notierte, wo sich die Linien überschneiden – dreiundzwanzig, zwölf, sechsundsechzig –, und versuchte es mit diesen drei Zahlen. Ohne Erfolg. Sie setzte das Schloss zurück und probierte es in anderer Reihenfolge. Nichts. Eine der Zahlen musste falsch sein, was bedeutete, dass sie von vorn anfangen musste.

Zwölf Versuche später erklang das dumpfe *Klack* und *Tock* des Erfolgs hinter dem Zahlenknopf, und Clementine zog die Tür auf. Eigentlich sollte sie vor Adrenalinrausch eine stumme Siegerfaust machen, doch ihre Sinne fühlten sich irgendwie betäubt an. Der Safe war zur Hälfte mit Dokumentenstapeln

gefüllt, und mit einer kleinen cremefarbenen Schatulle, die einen Ring enthielt – direkt vor ihrer Nase, zum Greifen nah. Nicht anders als die anderen Gemälde oder Juwelen, die sie gestohlen hatte. Dennoch geriet ihre Entschlossenheit ins Wanken.

Ned war ein widerlicher Typ, der seine Freundin betrog. Den Ring zu verhöckern, um dafür zu sorgen, dass Kinder Essen und Kleidung bekamen, wog mehr als seine überflüssigen »Bedürfnisse«. Warum also lag ihr ein Kloß aus Schuldgefühl im Magen?

Sie lockerte ihre Finger, indem sie sie krümmte und streckte, und schüttelte den Kopf. Sie war schon den ganzen Tag aus dem Gleichgewicht. Das ganze Jahr, eigentlich. Länger, wenn sie das Monet-Desaster mitrechnete, aber nur daran zu denken würde auf direktem Weg dazu führen, diesen Job hier zu versauen.

Der Unterschied zwischen einem perfekt ausgeführten Raubzug und geschnappt zu werden liegt in der Planung.

Tief Luft holend nahm sie die cremefarbene Schatulle und überprüfte ihren Inhalt, bevor sie sie in ihre Tasche steckte. Nachdem der Safe wieder geschlossen und das Gemälde zurück an seinem Platz war, eilte sie die Treppe hinunter und hastete zum Ausgang. Die kühle Luft verlieh ihr einen Schub frischer Energie, während sie Handschuhe und Kopflampe in ihre Tasche stopfte. Dicht am hölzernen Zaun schlich sie durch den gepflegten Innenhof und trat dann hinaus in die Gasse. Wo sie von einem lauten Knurren begrüßt wurde.

Clementine warf einen Blick über ihre Schulter, und, jepp, ein Stück weiter stand ein großer Pitbull-artiger Hund und nahm sie finster ins Visier. Ihrer Überzeugung nach waren alle Tiere von Natur aus gut, und böse Hunde wurden von bösen Menschen dazu erzogen. Sie hatte keine Ahnung, wer dieses Vieh erzogen hatte, aber jetzt schien nicht der richtige Zeitpunkt zu sein, um ihre Theorie auf die Probe zu stellen.

Sie schwang ihren Rucksack nach vorne, kramte ein paar Leckerlis heraus und warf sie so weit wie möglich. Schnuppernd zuckte die Nase des Hundes hoch. Kaum setzte er sich in Bewegung, um der Witterung zu folgen, rannte sie los. Kies spritzte unter ihren Füßen auf, und der Asphalt erschütterte ihre Schienbeine bei jedem harten Schritt. Ein Bellen hallte durch die Gasse. Sie rannte schneller. Zu schnell, um die weggeworfene Fast-Food-Tüte zu bemerken, bis ihr Fuß darauf ausrutschte. Ihr Knöchel knickte um. Hart und ungeschickt ging sie zu Boden und prallte mit der Hüfte auf den Asphalt.

Verdammte Scheiße.

Einen Herzschlag lang verkrampfte sie sich, felsenfest davon überzeugt, dass der Pitbull über ihr stand, die triefenden Lefzen glänzend im Licht der Straßenlaternen. Aber sie war allein. Mit einem verstauchten Knöchel, schmerzender Hüfte und einem zweihundert Riesen teuren Diamantring.

In Gedanken bereits bei ihrem weichen Kissen und der flauschigen Decke, betrat Clementine humpelnd ihr Apartmentgebäude. Sie hatte den Ring an der vereinbarten Stelle abgelegt, und von Lucien stand nichts weiter an. Vielleicht würde sie eine Woche lang schlafen, sich ausruhen und ihren Knöchel auskurieren, bevor er sie mit einem weiteren Job überraschte. Der Welt und Pitbulls eine Weile lang aus dem Weg gehen.

»Brauchst du Hilfe, um in deine Wohnung zu kommen?«

Clementine erstarrte. Sie kannte weder die Stimme noch das lila Haar, das ihr genauso leuchtend entgegenstrahlte wie das freundliche Lächeln. »Nein danke, es geht schon. Nur ein verstauchter Knöchel.«

»Ich verstauche mir andauernd den Knöchel«, erwiderte die junge Frau, ohne Clementines Abfuhr zu bemerken. »Den rechten. Wie da drin überhaupt noch irgendwelche Bänder heil sein können, ist mir schleierhaft. Ich hab eine Packung Tiefkühlerbsen bei mir in der Wohnung, falls du welche brauchst. Und Schmerztabletten ... Aber ich sollte mich vielleicht erst mal vorstellen, bevor ich dir Pillen gebe.« Sie streckte ihr die Hand hin. »Ich bin Jenny. Die neue Nachbarin in 2 B.«

Zögernd schüttelte Clementine ihr die Hand. »Ich bin Amy.«

Ein leicht zu vergessender Deckname.

Abgesehen von gelegentlichen Treffen zum Mittag- oder Abendessen mit Lucien, blieb Clementine für sich. Für sich

allein zu sein war sicher. Da war sie konsequent. Sie hatte nicht einmal gewusst, dass einer ihrer Nachbarn ausgezogen war.

Jenny legte Clementine den Arm um die Taille. »Lass mich dir wenigstens zu deiner Tür helfen. 2 C, nehme ich an?«

Clementine zog es vor zu schweigen, deshalb nickte sie nur. Jenny dagegen redete gerne. Innerhalb von neun Schritten erfuhr Clementine, dass sie gerade erst aus L. A. kam und eine vegane Friseurin war, die ihren eigenen Salon eröffnen wollte. »Ein paar Freundinnen sind letztes Jahr hergezogen«, sagte sie. »Es gefällt ihnen hier so gut, dass ich mir gedacht habe, verdammt, was soll's. Das Leben ist kurz, oder? Jedenfalls schauen sie morgen auf ein paar Drinks vorbei. Komm doch auch!«

»Ich denke nicht.«

»Wenn du schon was vorhast, kannst du auch jemanden mitbringen.«

»Ich gehe aus.«

»Du kannst ja hinterher vorbeikommen.«

Dieses Mädchen war hartnäckiger als dieser verdammte Pitbull, und Clementines Gedanken kehrten zurück zu Neds gerahmten Fotos. Freunde und Familie. Dinge, die Clementine nicht hatte.

»Mal sehen, das werde ich spontan entscheiden«, antwortete sie. Eine Lüge, von der sie wünschte, sie wäre die Wahrheit.

»Super.« Jenny kramte eine Visitenkarte aus der Tasche und hielt sie ihr hin. »Schreib mir 'ne Nachricht, falls du es schaffst.

Und wenn du dir mal diese Wahnsinnshaare schneiden lassen musst, dann bin ich die Richtige dafür.«

Clementine lächelte höflich und floh in ihre Wohnung, aber ihr Herz machte eine Art unkontrolliertes Work-out. Ein kaputter Knöchel *und* eine neue neugierige Nachbarin. Das hatte sich zu einem ziemlich miesen Abend entwickelt.

Sie ließ Jennys Karte auf den Küchentresen fallen und humpelte zu Lucys Terrarium. »Wie geht's denn meiner Kleinen?«

Die zahme Bartagame starrte sie von ihrem Lieblingsholzstück aus an.

»So gut, hm?« Clementine langte hinein und nahm die Echse heraus. Vielleicht beruhigte es ihren hyperaktiven Puls, mit Lucy auf dem Sofa abzuhängen. Tat es nicht.

Sie musterte ihr kleines, aber irgendwie gemütliches Apartment mit der schlichten Grundausstattung von Ikea. Abgesehen von den Ausgaben für ihr Monster von einem Auto, brauchte Clementine nur genug Geld, um davon leben zu können. Den Rest an örtliche Wohltätigkeitsorganisationen und Waisenhäuser in Entwicklungsländern zu spenden bestärkte sie in ihrem Drang, etwas zu bewirken, jenen zu helfen, die das System im Stich gelassen hatte, und dafür zu sorgen, dass andere nicht so leiden mussten, wie sie gelitten hatte.

Allerdings verhinderte es nicht, dass sie sich ihre Wohnung voll mit Freunden vorstellte, deren Lachen ebenso fröhlich war wie Jennys lila Haare.

Die wenigen Male, in denen Clementine sich bei Fremden bemüht hatte, war ihr der kalte Schweiß ausgebrochen. Anderen Fragen zu stellen bedeutete, dass diese ebenfalls Fragen stellten. *Wie heißt du? Was machst du? Woher kommst du?* Bei einem Job zu lügen war eine Sache. Potenzielle Freunde anzulügen bewirkte, dass Clementine sich wie ein Geist fühlte. Ein Nicht-Mensch.

Sie streichelte Lucys Rücken. Die Bartagame drückte den Bauch flach auf ihre Handfläche und schloss die Augen. Ihre Version eines Katzenschnurrens. »Was sollen wir morgen unternehmen, Kleine?«

Keine Antwort, natürlich. Das hielt Clementine nie davon ab, mit ihrem Haustier zu reden, einfach nur, um ihre Stimmbänder zu benutzen. Wenn sie so weitermachte, würde sie mit vierzig vor sich hinbrabbelnd durch die Straßen laufen oder eine dieser Frauen werden, deren Leiche erst Wochen oder Monate nach ihrem Tod gefunden wurde, eingeklemmt zwischen Zeitungstapeln und halb aufgefressen von ihren zahmen Reptilien.

Sie warf einen Blick zur Küchentheke und beäugte Jennys Visitenkarte.

Vielleicht wäre ein geselliger Abend gar nicht so schlecht.

Sie könnte auf einen kurzen Abstecher rübergehen, nach ihrer angeblichen »Verabredung«. Nicht zu lange bleiben. Wein trinken und über Berühmtheiten klatschen, oder was auch immer Frauen so machten. Wahrscheinlich würden sie nichts

über ihre Bartagame hören wollen oder über den Automotor, den sie gerade wieder zusammengebaut hatte, und sie konnte nicht über ihre illegale philanthropische Arbeit reden, aber es würde vielleicht Spaß machen, sich einen Moment lang normal zu fühlen.

Sie setzte Lucy zurück in ihr Terrarium und nahm Jennys Karte. Bevor sie noch zu lange darüber nachdenken konnte, schickte sie ihr eine kurze Nachricht.

Clementine: *Hier ist deine Nachbarin Amy.*

Danke für die Einladung.

Ich komme um zehn vorbei.

Jetzt konnte sie nicht mehr kneifen. Sie würde sich zwingen, ein Nicht-Geist zu sein.

Hoffentlich rächte sich diese Entscheidung nicht.

Kapitel 2

Natürlich hatte sich dieser dämliche Mädelsabend gerächt. Clementine hätte es besser wissen müssen, als zu versuchen, nicht-reptile Freunde zu finden. Geselligkeit lag nicht in ihrer DNA, besonders wenn die Unterhaltung auf Pflegefamilien zu sprechen kam. Wenn sie gewusst hätte, dass eine von Jennys Freundinnen eine Pflegemutter war, dann wäre sie nie hingegangen. Der Frau zuzuhören, wie sie diese staatliche Einrichtung in den höchsten Tönen lobte, war die reinste Qual gewesen. Alle anderen hatten bei ihren überschwänglichen Ausführungen gelächelt und genickt. Nicht so Clementine, die allzu umfassende Kenntnisse darüber hatte, wie falsch Pflegeunterbringung laufen konnte. Nein. Sie war bei der Ahnungslosigkeit der Frau aus der Haut gefahren, hatte Dinge über sich enthüllt, die sie niemals preisgab, und war wütend aus der Wohnung gestürmt.

Vier Wochen später könnte sie sich immer noch dafür ohrfeigen, dass sie hingegangen war.

Überdrüssig, diesen schrecklichen Abend im Geiste immer wieder durchzuspielen, konzentrierte sie sich auf ihren aktuellen Job und las noch einmal Luciens Nachricht.

Lucien: *Finde Elvis Presley.*

Die Anweisung klang einfach genug. Leider war nicht 1957, und sie war unterwegs zu einer Stadt, die von der verstorbenen Berühmtheit völlig überlaufen war.

Clementine: *Du bist echt ein Komiker.*

Sie steckte das Handy ein und tankte ihren Mietwagen auf, während sie ihre beigefarbene Umgebung musterte. Ein einsamer Baum unterstrich die flache Landschaft, vertrocknetes Gras bewegte sich leicht im schwachen Wind. In der Nähe saß ein alter Mann in einem Schaukelstuhl, eine Pfeife in der Hand, und hielt vor einem heruntergekommenen kleinen Lebensmittelladen Wache. Und war das tatsächlich ein rollender Busch, der da die staubige Straße entlanggeweht wurde?

Jepp. Ein waschechter rollender Busch.

Sie steckte den Zapfhahn zurück und schrieb eine weitere Nachricht an Lucien, in der Hoffnung, dass er ihren stählernen Blick spüren konnte.

Clementine: *Du hast mich in
die Wüste geschickt.*

Lucien: *Das ist keine Wüste, Mandarine.
Das ist das ländliche Nebraska.
Atme die frische Luft.
Freunde dich mit den Einheimischen an.
Und hol uns dieses Gemälde.*

Clementine schmunzelte. Mandarine. Grapefruit. Kumquat.
Orange. Sie konnte sich nicht erinnern, wann er zum letzten
Mal ihren richtigen Namen benutzt hatte.

Clementine: *Die frische Luft, von der du
sprichst, ist erstickend.
Der Schweiß tropft praktisch vom Himmel.*

Lucien: *Du kannst die Winter in
New York nicht ausstehen.
Also lass das Gemecker, genieß es,
und hör auf zu trödeln.*

Bei seiner letzten Bemerkung musste sie schlucken.

Clementine: *Ich werde das Gemälde
im Handumdrehen besorgen.*

Lucien: *Aber ohne Hast.
Hast führt zu Fehlern.*

Clementine: *Ich werde dich nicht enttäuschen.*

Nur dass sie das bereits getan hatte.

Ohne diesen furchtbaren Mädelsabend wäre Clementine wie geplant von New York hierher geflogen. Ein kurzer Flug, um ihre Rolle vorzubereiten und letzte Details zu analysieren. Stattdessen hatte sie sich in den vergangenen Wochen abgelenkt und deprimiert in ihrer Wohnung verkrochen, um Jenny aus dem Weg zu gehen. Als ihr allmählich die Decke auf den Kopf gefallen war, hatte sie sich entschieden, mit dem Auto nach Nebraska zu fahren, um schneller von zu Hause flüchten zu können. Die Fahrtzeit betrug nur zwanzig Stunden. Aber jetzt war sie schon seit drei Tagen unterwegs. Drei verdammte Tage, was ihre Ankunft verzögerte und ihr Unbehagen wachsen ließ, je näher sie ihrem Ziel kam.

Verärgert über sich selbst, schob sie die Gedanken an jenen Abend und seine Nachwirkungen beiseite und wischte sich ein Rinnsal Schweiß vom Hals. Sie brauchte einen kühlen Drink, etwas Spritziges und Frisches, das sie wach machte. Der

winzige Lebensmittelladen mit seiner verwitterten Fassade und der Werbung für Angelköder sah nicht sonderlich vertrauenerweckend aus, aber er würde genügen. Trotzdem bewegte sie sich nicht.

Ihre Aufmerksamkeit wurde von einem einsamen Baum angezogen. Hoch aufgerichtet und stoisch stand er da. Stark. Widerstandsfähig. *Allein*. Ein namenloser Schmerz breitete sich in ihrer Brust aus, und sie rieb sich das Brustbein.

»Auf der Durchreise?«

Sie wirbelte auf dem Absatz herum. Der Pfeife rauchende Mann musterte sie eindringlich, seine Haut war ebenso verwittert wie die versengte Erde. Das hölzerne Schild über ihm hing schief. Dank des krummen Winkels zeigte der darauf gemalte Pfeil zu Boden. Darauf stand: *This way to Whichway*. Sie kicherte.

»So hat die Stadt ihren Namen bekommen«, sagte er mit einer Stimme wie knirschender Schnee.

»Wie bitte?«

»Whichway.«

»Which-was?«

»Die Stadt da die Straße runter.« Sein Schaukelstuhl malnte über Kieselsteine. »Da gibt es nicht viel zu sehen. Farmen. Prärie. Diese große alte Fabrik. Keinen Grund, anzuhalten und sie zu besichtigen, aber sie liegt auf dem Weg zu größeren Countys. Die Leute, die hier durchkommen, fragen oft nach dem Weg: ›Wo geht's nach hier?‹ ›Wo geht's nach da?‹ ›Which way?‹

›Which way?‹« Er zuckte mit den Schultern. »Und so kam die Stadt Whichway auf die Landkarte.«

Richtig. Whichway. Die Elvis-verseuchte Stadt, in der sie ein paar Wochen lang wohnen würde. Clementine war immer sehr penibel, was ihre Recherche betraf. Sie wusste genau, wo die Stadt lag und wie sie zu ihrem Namen gekommen war, aber sie fühlte sich benommen, hatte Mühe, der Unterhaltung zu folgen.

Jäh richtete sie ihre Aufmerksamkeit wieder auf ihren Job.

Für die nächsten Wochen würde sie nicht Clementine Abernathy sein, sondern Samantha Rowen. Eine Musikproduzentin und Jurymitglied des berühmten Elvis-Festivals der Stadt – ein Job, den Lucien irgendwie eingefädelt hatte. Sie würde Maxwell David finden und den Mann umgarnen, bis sie den unbezahlbaren Van Gogh seiner Familie ausfindig gemacht hatte, einen Schatz, den der überbezahlte Tycoon nicht verdiente. Lucien würde ihre Beute zu Geld machen, und das wiederum würde jenen helfen, die sich nicht selbst helfen konnten, und dann würde sie wieder in New York sein, ihr Job erledigt, ihr Oldtimer laut, ihre Wohnung leise, ihre verbleibende Zeit damit ausgefüllt, mit einer Bartagame zu reden, die nicht antworten konnte. Keine *Mädelsabende* mehr.

Dieser Job sollte nicht anders sein als jeder andere. Aber dieser einsame Baum zog erneut ihre Aufmerksamkeit auf sich und brachte ihre Gedanken durcheinander.

Musik drang durch ihre Benommenheit, ein lebhafter Rhythmus, der die Straße entlang lauter wurde. Ein Wagen

durchbrach die flirrende Hitze, und Clementine blieb der Mund offen stehen. Chrysler waren immer coole Klassiker, der hier war wahrscheinlich von 1955, aber seine mintgrüne Lackierung war sagenhaft.

Mürrisch beäugte sie ihren Mietwagen, einen fast schon beleidigend zahmen Prius. Zu Hause würde sie sich nie im Leben in dieser Horrorkiste sehen lassen. Aber in vierzig Minuten, wenn sie nach Whichway hineinrollte, würde sie eine Rolle spielen. Eine Show. Eine sympathische Frau, die über ihre Freunde und Familie plauderte und darüber, wie erfüllt ihr Leben war.

Sie biss die Zähne zusammen und konzentrierte sich auf den sexy Chrysler. Das Wahnsinnsgefährt hielt an der Tankstelle, und ein schillernder Mann stieg aus. Er hatte eine gegelte schwarze Haartolle, dicke Koteletten, eine strassbesetzte Sonnenbrille und ein gemustertes Polyesterhemd mit einem Kragen, der groß genug war, um damit abzuheben. Seine Rolex war definitiv fake, aber seine ausgefeilte Rolle war es nicht, und ihr Job-Radar schlug an.

Dieser Mann war ein Elvis. Aber war er *ihr* Elvis?

Luciens Akte mit Details über ihr Opfer war eher dünn gewesen. Sie wusste, dass Maxwell David morgens joggen ging, gefolgt von einem Frühstück mit Kaffee und Gebäck, für gewöhnlich eine Apfeltasche. Erdbeere, wenn er sich übermütig fühlte. Dann verbrachte er Stunden in seinem Büro, zweifellos mit dem Aushecken neuer Methoden, sich die Taschen

vollzustopfen, während er seine Angestellten ausbeutete. Außerdem war er ein Elvis-Imitator, einer der gut einhundert Teilnehmer, die um die Krone des besten Tribute-Künstlers wetteiferten.

Sie kannte diese Details und noch andere über Maxwell David, Geschäftsführer von David Industries. Was sie nicht hatte, war ein klares Foto von ihm. Der Mann scheute die sozialen Medien. David Industries hatte nicht einmal eine Onlinepräsenz. Wer auch immer von Lucien angeheuert worden war, Überwachungsfotos zu schießen, hatte unruhige Hände und einen übergroßen Daumen, der stets Maxwells Gesicht verdeckte.

Mit schmalen Augen musterte sie diesen speziellen Elvis und kam zu dem Schluss, dass er zu alt war, um ihr Opfer zu sein. Als er ihr rülpsend zuzwinkerte, dankte sie ihrem Glückstern.

Sie nahm das als Stichwort und kaufte sich eine Pepsi, obwohl sie Pepsi nicht mochte. Die Auswahl in dem kleinen Laden war mehr als dürftig. Dann machte sie sich wieder auf den Weg und presste sich die kühle Dose an die Stirn. Elvis und der einsame Baum verschwanden im Rückspiegel. Sie trank ihre Nicht-Coke und fuhr weiter, doch dabei ging ihr Fuß immer mehr vom Gas. Ihr Prius rollte langsam dahin. Zu langsam. Unter dem Tempolimit, um genau zu sein.

Was zum Teufel ist los mit mir?

Sie sollte das Gaspedal durchtreten, um die verlorene Zeit gutzumachen, sich beeilen, nach Whichway zu kommen, damit

sie die Stadt auskundschaften konnte. Doch hier war sie, und ihre Tachonadel fiel mit rasender Geschwindigkeit.

Als sie ein Auto am Straßenrand entdeckte, mit geöffneter Motorhaube und über den Motor gebeugtem Fahrer, fuhr sie rechts ran.

Ich tue nur ein gutes Werk, sagte sie sich. Ich schiebe diesen Job oder meine Rolle als Samantha Rowen nicht vor mir her.

Sie sprang aus ihrem abscheulichen Prius und schirmte sich die Augen ab, um den alten Jaguar auf der anderen Straßenseite abschätzend zu mustern. Der Wagen war stahlgrau, mit sensationellen Chromdetails, aber an den Stoßstangen nagte schon der Rost. Nicht annähernd so hübsch, wie dieser Chrysler gewesen war. Nicht, dass sie das in Anbetracht ihres gegenwärtigen Fahrzeugs beurteilen sollte.

Als sich ihr Gentleman in Nöten hinter der Motorhaube aufrichtete, verlagerte sie ihre Aufmerksamkeit auf ihn, und ihr Herz begann schneller zu rasen als ein Aston Martin Vulcan.

Mit seinen gut eins achtzig, hochgekrempelten Ärmeln und offenen obersten Hemdknöpfen war er ein Wahnsinnstyp. Dank der Hitzewelle klebte das feuchte, weiße Hemd an der breiten Brust und wies seinen Träger als männliches Prachtexemplar aus.

Sie fächelte sich Luft zu, aber ihre Hand erzeugte nur wenig Wind. »Wagenpanne?«

Er wischte sich mit dem Handgelenk über die Stirn.
»Wagenkatastrophe.«

»Was ist passiert?«

Er musterte das Innenleben seines Jaguars. »Ich war etwa eine Stunde ohne Probleme unterwegs, dann gab es einen lauten Knall, und ich fing an, Leistung zu verlieren. Abgesehen davon, hab ich genauso wenig Ahnung wie Sie.«

Clementine hatte nicht genauso wenig Ahnung wie er. Sie hatte meilenweit mehr. Das Einzige, was sie noch mehr liebte als Autos, war ihre Bartagame. »Was dagegen, wenn ich ihn mir mal ansehe?«

»Ich nehme jede Hilfe, die ich kriegen kann. Mein Meeting fängt in«, mit einer Grimasse sah er auf seine Uhr (eine echte Rolex), »dreißig Minuten an und ist vierzig Minuten Fahrt entfernt.«

Sogar seine Grimasse war sexy. Sie versuchte nicht auf seine vollen Lippen und die männliche Kontur seines Kiefers zu starren. Genau wie Freundschaften hatte sie auch Dates vor ein paar Jahren aufgegeben. Eine Beziehung aufzubauen, wenn man sich nicht über Jobdetails unterhalten oder wegen Arbeitsstress bemitleiden konnte, war eine echte Herausforderung. *Mein letzter Coup wär beinahe schiefgegangen, weil ich von einem Pitbull gejagt wurde und mir den Knöchel verstaucht habe* war nicht gerade typisches Freitagabendgeplauder. Tinder-Treffen hatten ihr eine Weile lang genügt, bis die One-Night-Stands ihre Einsamkeit nur noch mehr betonten.

Was dazu führte, dass sie die großen Hände dieses Mannes anstarrte, mit denen er sich durchs dunkle Haar fuhr und die Strähnen dadurch noch mehr zerzauste. Schweiß sammelte sich auf ihrem Schlüsselbein. Seine blauen Augen zuckten zu der Stelle, was ihre bereits heiße Körpertemperatur noch mehr in die Höhe trieb.

Er räusperte sich. »Danke fürs Anhalten.«

»Kein Problem. Autos sind irgendwie mein Ding.«

Groß, dunkel und gut aussehend war auch ihr Ding, und der Drang, mit einem echten, lebendigen Menschen zu interagieren, hob erneut sein gefährliches Haupt. Sie hätte letzten Monat ihre Lektion lernen sollen, aber er war hübsch anzusehen, und es war schön zuzugeben, dass sie ein Autonarr war. Etwas, das sie in Whichway nicht tun konnte – es war nie klug, Hinweise auf ihre wahre Identität fallen zu lassen. Aber wenn dieser Mann schon über eine Stunde unterwegs war, dann musste er aus Headlow oder Brandock oder einem der weiter entfernten Countys stammen.

Sie schob sich vor den Motor. Der Mann trat nicht zur Seite, und sie stieß mit seinem langen Körper zusammen. Fest. Feucht. *Warm*. »Tut mir leid«, murmelte sie. Schweiß tropfte in ihr Dekolleté.

Hastig trat er rückwärts. »Nein. *Mir* tut es leid. Sie sind so nett, anzuhalten und zu helfen, und ich stehe im Weg wie ein Idiot.«

»Das macht mir nichts aus.«

»Dass ich im Weg stehe?«

»Dass Sie ein Idiot sind.«

Er brach in lautes Lachen aus.

»War nur Spaß.« Sie zwinkerte ihm zu, dabei fühlte sie sich locker und aufgekratzt. Mehr wie sie selbst als seit einer Ewigkeit. »Ich meinte, es macht mir nichts aus zu helfen. Ich habe immer eine Notausrüstung dabei, nur für den Fall. Nichts ist schlimmer als eine Panne, wenn man unterwegs ist.« Oder von einem Tatort flüchtet.

»Wenn man bedenkt, dass dieses Baby hier meinem Großvater gehört hat und seit einer ganzen Weile nicht mehr auf der Straße war, sollte es mich eigentlich nicht überraschen, dass sie temperamentvoll reagiert hat.«

Das erklärte die verrosteten Stoßstangen, aber es kühlte nicht ihre steigende Temperatur. Sie riss ihren hungrigen Blick von seinem durchsichtigen Hemd los. *Hier gibt es nichts zu sehen. Fahren Sie weiter.* Sie konzentrierte sich auf den Wagen. Das Motorproblem war leicht zu finden. »Bei Ihrem Baby ist der Unterdruckschlauch zum Bremskraftverstärker undicht. Dadurch zieht der Motor zu viel Luft und hat Fehlzündungen. Das hat die Fahrleistung schwerfällig gemacht.«

»Unterdruckschlauch?«

Ahnungslose Männer waren süß. Sie bei »männlichen« Aufgaben in die Tasche zu stecken machte immer viel Spaß. »Der Ansaugtrakt des Motors. Sie brauchen einen neuen Schlauch.«